

## **„Ich bereite meinen nächsten Irrtum vor“ Notate aus dem Arbeitsjournal**

*Werner Roggausch (St. Augustin)*

Auch für einen Menschen, der ohne Gottesglauben lebt, kann die Bibel ein wirkmächtiger Bezugstext sein. Man kann als kulturinteressierter Mensch, als Intellektueller, als wacher Zeitgenosse im christlich geprägten Abendland schlechterdings nicht kompetent, nicht vollständig, auch nicht zu Hause sein; man kann ein Stadtbild nicht lesen, Musik und Literatur aus Jahrhunderten nicht recht verstehen; man kann auch aktuelle Kontroversen in der Tiefenschicht nicht wirklich deuten (zwei staatstragende Parteien in Deutschland nennen sich christlich), wenn man von den Hauptinhalten der christlichen Überlieferung und vom Bibeltext nichts weiß.

Für mich war Bibellektüre immer eine eminente ästhetische Erfahrung, aber bitte: Es muss die älteste erreichbare Fassung des Luthertextes sein. Alle Modernisierungsversuche haben ihn nur verschlechtert.

Und nun, im Alter von über 70, kann ich auch mit zunehmender Berechtigung den Vers aus dem neunzigsten Psalm auf mich beziehen: „Unser Leben währet siebenzig Jahre, wenn es hoch kommt, sind es 80 Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen.“

Fürs gedankliche Bemühen, auch fürs Schreiben wird der Rückblick auf lange Jahre bedeutsamer, auch ertragreicher als der erwartungsarme Blick nach vorne, dem kaum noch ein heller Horizont sich bietet.

Vor fünfzig Jahren schon habe ich mir den Satz von Hegel notiert: „Die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug.“ (Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts. Vorrede, 1820) Was für ein einprägsames Bild! Und für ein empfindsames Ohr hat der Satz einen wunderschönen Klang. Indes

ist nicht leicht zu sagen, was er denn genau bedeuten mag. Erkenntnis gesellschaftlicher oder geschichtlicher Verhältnisse ist, wenn ich recht verstehe, erst dann möglich, wenn die Wirklichkeit sich entfaltet hat, im Rückblick. Ob man das auch aufs individuelle Lebensalter beziehen darf?

Es ist ja kein Schaden, wenn man Sätze findet, über die jahrelanges Nachdenken sich lohnt, die sich erst Schritt für Schritt erschließen. Für mich ist es ein schönes Paradox, dass im Alter, wenn die Schatten sich senken, der rückwärtsgewandte Blick klarer wird, erkenntnisreicher und, so hoffe ich, auch gerechter.

Den Blick zurück will ich auch als Selbstüberprüfung verstehen. Das ist mitunter arg bitter, weil Fehlurteile in beträchtlicher Anzahl einzugestehen sind. Ich halte aber mir – und jedem anderen – zugute, dass irren menschlich ist. Und wir Brecht-Leser wissen mit Herrn K., dass man nur erleichen kann, wenn man hört, man habe sich nicht geändert.

Ich nehme auch den prägnanten und sehr einprägsamen Satz von Biermann gerne für mich in Anspruch: „Nur wer sich ändert, bleibt sich treu.“ Obwohl, mal beiseite gesprochen, darin auch eine Gefahr liegt. Diese schönen Sätze von Brecht und Biermann lassen sich rasch missbrauchen, um schlichten Opportunismus oder charakterlosen Wankelmut zu beschönigen. So ganz leicht darf man es sich mit der retrospektiven Exkulpierung denn doch nicht machen.

Einen kleinen Pflock, an dem ich mich gerne festhalte, um nicht zu rasch umzufallen, schlage ich mir mit Schiller ein, mit dem emphatischen Hinweis des Marquis Posa: „Sagen Sie ihm, er soll die Träume aus der Jugendzeit nicht vergessen.“ Aber ach, einfach ist es ja nie: Ich jedenfalls habe in früher Zeit eine Politik erträumt, deren Verwirklichung ich mir im Rückblick nicht ohne Schaudern vorzustellen vermag.

Die Arbeit am Begriff, die Formulierung von Grundüberzeugungen, die Überprüfung von Gewissheiten endet nie, war mir stets ein Anliegen. Und da es mir an Fantasie und Gedankenkraft mangelt, dies ganz allein zu bewerkstelligen, habe ich immer den Dialog und die Auseinandersetzung gesucht. Meine Positionen habe ich über lange Jahre auch im Gespräch mit Uwe Koreik überprüft, neu bedacht und geschärft. Hier ist der rechte Ort, dafür zu danken.

Heinrich von Kleist schrieb in dem bekannten kleinen Aufsatz „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“, er könne seinem lieben Freund, wenn dieser etwas wissen wolle, nur raten, „mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen.“ Und Kleist fährt dann, wie um das ausdrücklich zu betonen, fort: „Es braucht nicht eben ein scharf denkender Kopf zu sein, ...“ Ich habe mir nächstens oft ausgemalt, wie ich im Himmel mit Kleist darüber rede und ihm nachdrücklich widerspreche. Doch, es muss auf jeden Fall ein scharf denkender Kopf sein; sonst kann ich die Frage, ob es sich überhaupt lohnt, nicht ausblenden.

Wir wissen alle, dass es nicht nur interessante Gespräche gibt, sondern auch höchst langweilige. Manche Erörterung ist hilfreich, anregend, kann geradezu elektrisierend sein. Manche ist leider fruchtlos und nichts weiter als ermüdend. Mir scheint, der Versuch wäre lohnend, einmal genauer danach zu fragen, was eigentlich

die Voraussetzungen dafür sind, dass ein Gespräch als gelingend, anregend oder weiterführend erfahren wird. Gewiss ist ein Minimalbestand an übereinstimmenden Grundüberzeugungen und Kenntnissen erforderlich. Es muss wohl ein paralleler Bezug auf Vorwissen, auf Wegmarken, auf Kenntnis von Schriften und Begriffen möglich sein. Sehr spannend war für mich die Erfahrung, dass je nach Milieu, etwa Inland, Ausland, Studienfach, Politik, Beruf, Subkultur ... die zitierfähigen Wissensbestände sehr unterschiedlich sind. Klar, das ist nicht überraschend, nichts anderes wäre zu erwarten, und doch, ganz trivial ist das nicht, und auch nicht ohne gelegentlich schmerzliche Konsequenzen. Ich habe Gespräche als schier implodierend erlebt, wenn Teilnehmer nichts anzufangen wussten etwa mit dem Satz „Friede den Hütten“ oder „Ein Gespenst geht um in Europa.“ Ich habe wiederholt davon erzählt, dass eine Juso-Versammlung mit mehr als 100 Teilnehmern in Ratlosigkeit geriet, weil der Vortragende fälschlich annahm, er könne mit dem Satz „Ihr wisst ja, die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert ...“ auf Kenntnis und Verständnis bauen.

Im Republikanischen Club in Göttingen konnte man sich in den späten Sechzigern schlicht nicht blicken lassen, wenn man mit dem „tendenziellen Fall der Profitrate“ oder mit dem „Fetischcharakter der Ware“ nichts anzufangen wusste.

Und an der Universität Bremen konnte man, als ich dort studierte, nicht das schlichteste Gespräch in der Mensa führen, wenn man „Die Zerstörung der Vernunft“ oder den „achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte“ oder „Die Ordnung der Dinge“ nicht einordnen konnte. Als blanke Selbstverständlichkeit galt die Einsicht, dass es „kein richtiges Leben im falschen“ geben kann, und dass – Achtung, kontrovers – Hoffnung kein Prinzip ist.

Die umfangreiche Lektüre in jenen Jahren, den späten Sechzigern und frühen Siebzigern, speiste sich zum einen aus echtem Erkenntnisdrang, aus dringendem Wissen-Wollen, zum anderen aus einem eher sozialen Motiv, nämlich dazuzugehören und mithalten zu können. Und dazu war nicht irgendein Wissen erforderlich, sondern, wie die genannten Beispiele deutlich zeigen, das „Richtige“. Und das Richtige – das war der umfangreiche marxistische, linke Kanon: Ganze Gebirge von teils alten, teils aktuellen, jedenfalls immer höchst anspruchsvollen, schwierigen theoretischen Texten. Pars pro toto seien noch ein paar Autoren genannt: Marx, Engels, Lenin, Bakunin, Stirner, Korsch, Koscic, Lukacs, Marcuse, Sohn-Rethel, Adorno, Benjamin und all die anderen ...

Die Belohnung für die mühsamen Lektüren bestand in einem Erkenntnisgewinn und einer Begriffsschärfung, von denen ich dauerhaft profitiert habe; und in der Gewinnung einer sozialen und politischen Zugehörigkeit, die für uns junge Studenten, die wir gesellschaftlich dezidiert in Opposition standen, nachgerade lebenswichtig war.

Spät, arg spät, ist mir aufgegangen, dass wir uns mit einem sehr engen Kanon begnügt haben, dass der Definition der angesagten Lektüren eine selbst auferlegte Begrenzung zugrunde lag. Die gesamte konservative Tradition haben wir schlicht missachtet, nicht zur Kenntnis genommen. Spät habe ich mich aufgemacht, diese

Lektüren nachzuholen. Und ich bin dankbar für die Ausweitung des Blicks, die Erkundung unbekannter Terrains, die erweiterten Abenteuer des Geistes. Wenn man, so wie ich, die grundlegende theoretisch-begriffliche Prägung ausschließlich im historisch „linken“ Kontinuum erfahren hat, dann ist ein Gegengewicht, eine ordentliche Portion „Gegengift“ sehr angebracht. Es ist eine andere Welt, eine andere Sprache und sie sollte jungen Intellektuellen zugänglich gemacht werden. Ich nenne nur wenige Namen: Spengler, Klages, Ortega, Gehlen, Moeller v. d. Bruck, Evola, Löwith.

Heute vertrete ich, dass die intellektuellen Giftschränke unnötig sind. Man sollte auch Carl Schmitt, Rosenberg, Steding, Grimm und andere lesen (dürfen). Zielsetzung ist eine schrankenlose Erkenntnis und wer die anstrebt, ist nicht verdächtig, einem neuen Faschismus den Weg bereiten zu wollen.

Nicht alle früh erworbenen Kenntnisse oder Selbstverständlichkeiten haben sich als dauerhaft erwiesen. Ich will im Folgenden ein paar Sätze, die mir Haltepunkte und Orientierungsmarken waren und die ich für belastbar und für gültig hielt, rückblickend prüfen und schauen, ob Änderungen im Verständnis oder auch der Gültigkeit festzustellen sind.

## Aufklärung

Zwei der bekanntesten Sätze bzw. Texte aus dem 18. Jahrhundert konnten während langer Jahrzehnte in intellektuellen Milieus als bekannt und zitierfähig gelten, Sätze, die so wirkmächtig und prägend waren, dass sie geradezu der Orientierung und Selbstvergewisserung dienten, die beiden Texte von Immanuel Kant nämlich: „Was ist Aufklärung?“ und „Kategorischer Imperativ“, hier zur Erinnerung zitiert: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit.“ „Handle nur nach der Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.“

Dass diese Sätze gegenwärtig waren, habe ich immer wieder überprüfen können, als Referendar und Lehrer an verschiedenen Schultypen, während langjähriger Arbeit für den DAAD. Ich habe in den DAAD-Jahren etwa 2.000 junge Lektoren kennengelernt. Ich wollte sie darauf vorbereiten, dass, wer aus Westeuropa kommt und sich an Kants Aufklärungsbegriff orientiert, in vielen Fällen auf eine Konfrontation vorbereitet sein sollte. Dieser Begriff von Denken, Wissenschaft und Mündigkeit ist bei weitem nicht überall selbstverständlich, ist vielen Ländern fremd oder wird gar deutlich zurückgewiesen. Dafür sollte, wer in fremde Kulturen und in anders geprägte Wissenschaftstraditionen ausreist, ein Gespür entwickeln.

Ich hielt und halte das ganze Konzept der „Aufklärung“ (das ja nicht nur von Kant herkommt), für ein kostbares Erbe, welches Vernunft, Rationalität und angstreies Denken ermöglichen und stützen kann. Heute indes kann ich eine zunehmende Skepsis nicht verbergen, heute sehe ich die orientierende Kraft dieser Kategorien als brüchig an. Kant konstruiert ein erkennendes Subjekt, in dessen Adern,

so könnte man in Anlehnung an Dilthey sagen, nicht wirkliches Blut fließt, sondern der dünne Saft reiner Rationalität und bloßer Denktätigkeit. Das Subjekt hat jedoch immer auch Leib und Leben und seine Begriffe, seine Vernunft sind nie gänzlich davon zu trennen. Es entsteht am Ende ein illusionäres Bild von Vernunft, Denken und Rationalität, wenn nicht mitbedacht wird, dass darunter ein dunkler Abgrund ist, in dem Gewalt und Blut, Angst und Triebleben bestimmende Kräfte sind. Auch der Kopf, der in den höchsten Höhen denkt, gehört zu einem Körper, der von „Erde“ sich nie ganz freimachen kann. Hundert Jahre psychoanalytisches Schrifttum und große Literatur legen davon Zeugnis ab.

Ich wage vorsichtig und in Frageform, eine zweite Überlegung. Kant wollte eine normative Orientierung mit, wenn das möglich ist, schrankenloser Geltung formulieren. Er hat sich, nach allem was wir wissen, damit recht schwergetan, hat lange gesucht und gegrübelt, bis er schließlich den archimedischen Punkt gefunden hatte, nämlich in der Bindung jeder Handlung an eine mögliche allgemeine Gesetzgebung. Wer könnte dem hohen Anspruch dieser Formulierung den Respekt versagen? Und doch: heute würde ich die skeptische Frage wagen, was damit gewonnen ist. Ist dieser Imperativ wirklich stärker und fundamentaler begründet als die schlichte Fassung „Verhalte dich redlich und tue immer das Gute“? Dass diese schlichte Formulierung keine gültig orientierende Kraft entfalten kann, liegt auf der Hand. Denn auf die Frage, was denn im Einzelfall redlich wäre und worin je das „Gute“ bestünde, sind sehr verschiedene und unvereinbare Antworten möglich, ohne dass eine Instanz befugt oder ein Verfahren zu finden wäre, um Entscheidungen mit Aussicht auf Zustimmung zu ermöglichen. Dem noblen Anspruch des kantischen Imperativs steht die traurige Tatsache gegenüber, dass nicht zu sagen ist, worin denn die grundlegenden Normen einer allgemeinen Gesetzgebung bestehen könnten.

Hinter vorgehaltener Hand wage ich den Satz: Die wunderbare Formel von Kant ist inhaltsleer. Sie ermöglicht immer für den, der die Macht hat, seine je interessegebundenen Handlungen, egal wie schrecklich, mit Kant zu nobilitieren.

Ein anderes Konzept normativer Orientierung liegt den christlichen Geboten zugrunde. Sie sind nicht inhaltsleer. Abgesehen von den ersten vier sind sie klar und konkret, lassen keinen Deutungsspielraum. Aber kein Gott, keine Religion, kein Staat, kein Gericht hat je vermocht, ihre Einhaltung durchzusetzen.

Gesondert zu betrachten wären die ersten vier Gebote. Sie haben Bedeutung und normative Kraft nur innerhalb des Glaubens, innerhalb der gläubigen Gemeinden, mit der Orientierung auf Gott als höchste Instanz.

Dass Glaubensgewissheiten „wahr“ seien, ist freilich nicht durch Empirie, nicht durch Gedankenarbeit, nicht durch Forschung oder durch eine Institution zu beweisen. Alle Glaubensgewissheiten können sich indes der Wahrheitsfrage souverän entledigen durch den Verweis auf Offenbarung, auf eine Wahrheit, die nicht von dieser Welt ist.

Viel Gewalt, viel Blut und Tod wären unnötig gewesen, wenn die monotheistischen Religionen mit gleicher Souveränität jeden Andersgläubigen oder Nichtgläubigen respektiert hätten.

## Glanz und Elend unserer Geisteswissenschaften

Ich habe Literaturgeschichte, Kunstgeschichte und Philosophie studiert; mehr Geisteswissenschaft ist schwerlich vorstellbar. Ich habe davon in hohem Maße profitiert und möchte keines der intellektuellen Abenteuer missen. Arg spät jedoch habe ich für mich die Frage aufgeworfen, worin in den genannten akademischen Disziplinen denn nun im Einzelnen der Erkenntnisfortschritt besteht, was sie überhaupt „wissen“ können und zu welchem Zweck und Ende sie betrieben werden. Die naheliegende und immer wieder formulierte Antwort lautet bekanntlich „Bildung“. Sie sei immer und unbedingt wertvoll und erstrebenswert, sei Bestandteil einer anspruchsvollen Identitätsbildung und Grundlage für berufliche und außerberufliche Tätigkeiten aller Art. Ja – das ist gewisslich wahr, und für solcher Art Bildungsanstrengungen würde ich mich jederzeit mit Emphase einsetzen, für jedes Lebensalter, vom Kindergarten über alle Schulstufen und das Studium bis zum Rentnerdasein. Und nebenbei gesprochen: Ein verpflichtendes *studium generale*, ein Bildungsstudium für jeden, ganz unabhängig von der Fachrichtung, wäre überaus wünschenswert.

Heute scheint mir, dass die Frage, was denn nun den Kern geisteswissenschaftlicher Erkenntnisse und Begriffsbildung ausmachen kann, unterschätzt, oft gar schlicht übersprungen wird. Die Frage „Was können wir wissen?“ ist, wenn man sich nicht mit vorschnellen, willkürlichen oder naiven Festlegungen begnügen mag, von beträchtlicher Sprengkraft; sie setzt leicht eine begriffliche Dekonstruktionskaskade in Gang, die immer weiter abwärts führt, ins Dunkle, auf Irrwege, in Labyrinth.

Damit meine ich natürlich nicht faktisches Wissen. Dieser ganze Bereich ist unstrittig, sofern wirklich Faktenwissen und nicht interpretatorisches Wissen vorliegt. Ich bleibe dabei, dass man das unterscheiden kann. Und die riesigen Archive des faktischen Wissens sind selbstverständlich die Grundlage; sie sind überaus wertvoll und die Forschungsarbeit, die dazu nötig war, verdient Respekt und Dankbarkeit. Aber bei der Beschreibung, der Deutung und Wertung werden wissenschaftssprachliche Termini und Schemata verwendet, die tief imprägniert sind von normativen Grundüberzeugungen. Über Fakten, die nachprüfbar, gleichbleibend und in diesem Sinne „wahr“ sind, kann man nicht kontrovers diskutieren, über implizite Wertungen aber doch. Und wo diese Wertungen, diese normativen Setzungen denn nun genau ihren Anfang nehmen, welche Grundüberzeugungen ihnen zugrunde liegen, das ist oft genug sehr schwer zu durchschauen, bei der eigenen Argumentation oft am schwersten.

An der aktuellen Debatte über Identität bzw. Identitätspolitik lässt sich das deutlich zeigen. Jede der kontroversen Positionen nimmt für sich Moral und Vernunft in Anspruch; jede auch kann sich durch kluges Schrifttum und die Zustimmung von anerkannten Wissenschaftlern bestätigt sehen. Grundpositionen dieser Kontroverse sind auch schon leitende Prinzipien ganzer Studiengänge (etwa Gender Studies) und nehmen „Wissenschaftlichkeit“ für sich in Anspruch. Und doch: Es liegt

auf der Hand, dass „Erkenntnis“ und „Interesse“ dabei nicht unterscheidbar sind, dass keine der vermeintlich wissenschaftlichen Positionen den Nachweis führen kann, „wahr“ oder „gültig“ oder „objektiv“ zu sein.

Oder nehmen wir die Frage, ob das Konzept „Nation“ denn nun historisch überholt sei oder nicht, eine Kontroverse, die auch ins Fach DaF hineinreicht und bei jeder aktuellen Konturierung einer politisch orientierten Landeskunde nicht auszublenzen ist. Ich halte den Begriff und eine politische Aktualisierung durchaus nicht für überholt (und könnte mich etwa auf das sehr lesenswerte Buch von Aleida Assmann „Die Wiedererfindung der Nation“ C.H. Beck, 2020, stützen). Aber natürlich sind andere Überzeugungen möglich. Und weder durch Verfahren einer „Wissenschaft“ noch durch Rekurs auf den Kategorischen Imperativ wäre die Kontroverse zu entscheiden.

In jungen Jahren habe ich in meine Zitate-Sammlung den Satz aufgenommen „Moralfragen sind Machtfragen.“ Und ich habe ihn wortreich und aus tiefer Überzeugung widerlegt. Heute würde ich ihm zustimmen. Und heute würde ich mit Blick auf unsere akademischen Fächer hinzufügen: Erkenntnisse in den Geisteswissenschaften sind Machtfragen.

## **„Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“**

Dies ist bekanntlich eine Zeile aus dem Gedicht „Todesfuge“ von Paul Celan. Lea Rosh und Eberhard Jäckel wählten für ihren Dokumentarfilm von 1990 diese Zeile als Titel, vollständig: „Der Tod ist ein Meister aus Deutschland. Der Mord an den europäischen Juden“. Unter diesem Titel erschien auch das Buch zum Film.

Diese Zeile ist bei Menschen, die sich der Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte gestellt haben und über einen gewissen Bestand an zitierfähigen Sätzen verfügen, abrufbar. Wer sich dieses Zitates bedient, kann beim Gesprächspartner mit Einverständnis rechnen, mit einem Einverständnis, welches mit gesenktem Blick daherkommt und mit Schuldbewusstsein konnotiert ist.

Das wird sich wohl in Zukunft ändern. Bei jüngeren Deutschen, sagen wir mal: heute um die 30 Jahre alt oder jünger, ist der Satz durchaus nicht immer bekannt. Weder wird sein historischer Zusammenhang noch sein Herkommen, noch auch das ganze Gewicht dieser Aussage verstanden.

Ich will hier einen anderen Akzent setzen und danach fragen, ob der Satz richtig, angemessen, wahr oder unwahr ist.

Im Gedicht von Celan hat der Satz, nachdrücklich betont durch viermalige Wiederholung, seinen genauen Stellenwert. Er hat mehrere Bedeutungsebenen, eine sachliche, eine metaphorische, eine ästhetische. Er wird beglaubigt durch die Erfahrungen, die der Autor Celan machen musste. Im Rahmen einer Gedichtinterpretation ist gegenüber dem einzelnen Satz wie auch gegenüber dem ganzen poetischen Text die Frage nach sachlicher Richtigkeit oder Wahrheit unangemessen.

Aber außerhalb dieses Zusammenhangs, als Aussagesatz, der faktische Richtigkeit beansprucht, oder als Metapher, die doch einen realen Bedeutungskern haben soll, ist der Satz nicht belastbar.

Man könnte doch geradezu, wenn das nicht so frivol wäre, einen Trost darin finden, wenn das Grauen, das er benennt, auf ein Land einzugrenzen wäre, wenn es nicht übertragbar wäre auf andere Epochen und andere Weltgegenden.

Außerhalb seines ursprünglichen Zusammenhangs eröffnet der Satz einen vielschichtigen, durchaus nicht unproblematischen Deutungsraum. Wenn nicht eines der Opfer, sondern ein Heutiger den Satz ausspricht, wir Deutsche seien als Massenmörder „Meister“ gewesen, dann gibt es unausgesprochen die ergänzende Nuance „und heute sind wir in Zerknirschung und Reue erneut Meister“. Nicht ohne Grund hat man den Begriff „Schuldstolz“ geprägt.

Ich fand bei schweifender Lektüre einen verblüffenden Satz von Robert Musil: „Vielleicht darf gesagt werden, dass ein schlechtes Gewissen beinahe ein besseres Ruhekitzel darbietet als ein gutes, sofern es nur schlecht genug ist, ...“ (zitiert nach Heinrich August Winkler (2020: 219): *Wie wir wurden, was wir sind: Eine kurze Geschichte der Deutschen*). Man mag vielleicht lächeln bei diesem Satz, wohl auch irritiert sein; leicht verständlich ist er nicht. Man könnte ihn stützen mit gewagten Überlegungen. Es gibt eine Form der selbstbewussten Demut (Nietzsche sprach noch pointierter von „rachsüchtiger Demut“), eine schier selbstgefällige Reuebereitschaft, die mir dann auch wieder verdächtig erscheint, weil sie auf rasche Erledigung des Themas zielt.

Das Entsetzen aus der unmittelbaren Nachkriegszeit kann und wird nicht dauerhaft sein. Erinnern, aufklären und gedenken wären wohl die Aufgaben gegenüber der jüngeren und den folgenden Generationen.

Was indes eine angemessene Form für Erinnerung und mahnendes Gedenken wäre, ist gar nicht leicht zu sagen, wie etwa die Diskussion um das zentrale Mahnmal in Berlin erweist. Mich überzeugt die Form nicht. Die Ansammlung von großen Kuben ist abstrakt bis zur Inhaltslosigkeit, ist gleichzeitig – ja, das geht: monströs und kindlich. Es sollte doch zu denken geben, dass die Kuben von Kindern und Jugendlichen zu Springspielen missbraucht werden.

Dass jedoch ein Mahnmal für die Opfer des Nationalsozialismus im Zentrum unserer Hauptstadt genau richtig am Platze ist, das ist für mich unbezweifelbar.

Meine Gegenposition zu dieser ungunstigen, falsch privilegierenden Beschränkung auf Deutschland finde ich bei Walter Benjamin eindrucksvoll formuliert. Seine Interpretation der Zeichnung „Angelus Novus“ von Paul Klee hatte für mich prägende, nachhaltige Wirkung. Benjamin nennt den dargestellten Engel den „Engel der Geschichte“.

Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammen-



fügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zu Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm. (These IX, Geschichtsphilosophische Thesen, 1938)

Für die Opfer von Mord und Gewalt ist jeder numerische Vergleich sinnlos. Der Hinweis auf größere Opferzahlen an anderer Stelle oder auf andere historische Umstände ist unangemessen.

Für Millionen tote Indianer in Nordamerika war der Tod ein weißer „Meister“. Für mehrere zehn Millionen Tote in Südamerika war der Tod ein Meister aus dem christlichen Abendland. Für verbrannte „Hexen“ und „Ketzer“ war der Tod ein Meister aus dem eigenen Glaubenshaus. Für 10 Millionen Chinesen war der Tod ein Meister aus Japan; und für 20 Millionen Chinesen (vorsichtig geschätzt, in Wahrheit wohl deutlich mehr) war er ein Meister aus dem eigenen Land; für eine Million Armenier war er ein Meister aus der Türkei; für Millionen Tote in Russland war er ein Meister aus Moskau. Die Aufzählung ließe sich verlängern. Opfer über Opfer, Tote in unermesslicher Zahl, Trümmer über Trümmer. „Die Weltgeschichte ist nicht der Ort des Glücks“ (Hegel).

In jedem Land würde ich mir an zentraler Stelle ein Mahnmal für die Opfer aus der eigenen Geschichte wünschen.

## 50 Jahre „68“

Im Jahr 2018 haben wir aus dem Abstand von 50 Jahren auf „68“ zurückgeblickt. Die Anzahl der kritischen, auch reumütigen, aber auch selbstbewussten Wortmeldungen war immens.

Zu den prominenten und wirkmächtigen Theoretikern zählte Louis Althusser. In der FAZ schrieb Cord Riechelmann im Februar 2018 einen Artikel, in dem er sich vor allem auf Althussters Buch „Philosophie und spontane Philosophie der Wissenschaftler“ bezog. In dem Artikel werden Überlegungen Althussters dargelegt, die ich mit Vergnügen, entspannt und erleichtert gelesen habe. Für uns Geisteswissenschaftler, Begriffsarbeiter und Theoretiker besteht eine große Gefahr darin, dass wir unter der Last der Arbeit, der Erkenntnisse, der überschweren Begriffe gebeugt gehen und dem Schweren und Niederdrückenden grenzenlose Wirkungsmacht einräumen. Indes sind Begriffe und Lektüren nicht das ganze Leben; man kann gewiss Sphären von Leichtigkeit, Witz und Tanz gewinnen und bewahren. Der zitierte Artikel mag dabei helfen. Ich folge den Überlegungen und dem Wortlaut: Philosophen seien Wichtigtuer, Intellektuelle ohne Praxis; Philosophie sei nichts anderes als der „Diskurs der theoretischen Ohnmacht“ angesichts einer Arbeit, die andere tun. Die Philosophie habe im Unterschied zu wirklichen Wissenschaften keinen Gegenstand

... Sie zähle eher zu den schönen Künsten. Sie richte ihr Interesse auf „Gegenstände“ nicht mit dem Ziel, zu Erkenntnissen zu gelangen, sondern um bei den Gebildeten Regeln, Normen und Praktiken einzuüben, die erlernen muss, wer „dazugehören“ will. (Davon sprach ich weiter oben.) Es ging Althusser um die Befreiung der „Gegenstände“ aus dem Korsett dieser Regeln, um die Gewinnung von Freiheit für alle Formen des Denkens.

Nun, wer den Ausgang aus Unmündigkeit anstrebt, der darf jedes einengende Korsett sprengen. Es mag sein, dass Philosophie ein „Diskurs der Ohnmacht“ ist, eine der freien Künste, ohne manifeste gesellschaftliche Praxis. Ich für meinen Teil kann der Kränkung, die mir diese Einsicht bereitet, auch eine sehr willkommene Entlastung abgewinnen. Nicht immer gebeugt gehen! Kommt ins Offene, Freunde!

Ich kenne Uwe Koreik aus der Zeit, da er DAAD-Lektor in Sofia und in Prag war, später haben wir viele Jahre im Vorstand und im Beirat des FaDaF zusammengearbeitet. An diese Zusammenarbeit denke ich sehr gerne zurück. Und ich bin dankbar dafür, dass die Verbundenheit erhalten blieb.

Glückwunsch, Uwe! Und: Danke!